

weise völlig korrekt von einem *kleinen Stück Dreck* reden kann. Wenn man versucht, über die Etymologie zum eigentlichen Kern vorzudringen, landet man nicht in der gängigen Sprachwirklichkeit, sondern in einem eigenen System (wie es beispielsweise von Heidegger entworfen wurde).

Namen sind zwar ein herausgehobener Bestandteil der Sprache; aber auch hier ist der ritualisierte und routinisierte Gebrauch die Regel. Daraus könnte man folgern, dass die Namen relativ gleichgültig sind. Aber – eine paradoxe Wendung – Namen sind doch nicht nur auswechselbare Etiketten. Kinder – und nicht nur Kinder – sind beleidigt, wenn ihre Namen verballhornt werden. Man erwartet, dass die Namen ernst genommen werden. In die Bedeutung der Namen geht die Erfahrung mit den Namensträgern ein; es ist denkbar, dass ich den Vornamen *Gudula* abstrakt gesehen schön finde, dass ich aber die Tante Gudula oder eine Bekannte mit diesem Namen ziemlich unmöglich finde – damit ist der Name für mich entwertet und in meinem eigenen Entscheidungsbereich geradezu tabuisiert. In manchen Fällen drängt sich die negative Bewertung auch durch den Inhalt des Namens auf; dies gilt beispielsweise für einen Teil der Familiennamen, die der jüdischen Bevölkerung aufgezwungen wurden. Die strenge rechtliche Bindung an den Namen wird in solchen Fällen gelockert; in einem bekannten Witz entsteht daraus die Pointe:

Ein Mann erscheint auf der Behörde mit der Absicht, seinen Namen ändern zu lassen. Wie er denn heiße? Emil Muckenschiss. Dann, sagt der zuständige Beamte, sei es kein Problem. Und wie er denn heißen wolle? Antwort: Georg Muckenschiss.

In der NS-Zeit erfuhr die Pointe noch eine Steigerung, indem man dem Mann als ursprünglichen Namen *Adolf* Muckenschiss verpasste – im Vergleich mit Hitlers Vornamen erschien der degoutante Familienname tragbar.

Diese allgemeineren Vorausüberlegungen münden in einen Doppelaspekt. Auf der einen Seite steht SHAKESPEARES rhetorische Frage: „What’s in a name?“ Die Rose, so sagt der Dichter in *Romeo und Julia*, würde unter einem anderen Namen nicht weniger süß duften. Und auch in Goethes *Faust* heißt es: „Name ist Schall und Rauch“. Andererseits gibt es das Sprichwort: „Schlechter Name ist halb gegangen“ – der Name ist also doch ein mögliches Orientierungssignal.

Die Zitate beziehen sich auf persönliche Namen; aber beide Aspekte lassen sich auch auf Kollektivbezeichnungen anwenden, also auch auf wissenschaftliche Fachbezeichnungen. Auf der einen Seite wird deren Bedeutung und Bündigkeit oft überschätzt; die Namen vieler Disziplinen sind nur aus der Wissenschaftsgeschichte erklärbar, weil die Wege inzwischen von den Ausgangssituationen weggeführt haben. Die Psychologie hat die Seele längst den Theologen überantwortet, und auch in vielen naturwissenschaftlichen Fächern ist die Realdeckung des Namens ziemlich gering. Und selbst dort, wo der Name zunächst eindeutig in ein bestimmtes Sachgebiet führt, geht es nicht ohne Fragen ab: Literaturwissenschaft befasst sich mit Literatur, aber mit welcher? Geschichtswissenschaft behandelt die Geschichte, aber wie werden die Akzente gesetzt? usw. Man kann also kaum erwarten, dass eine vollgültige Definition im Namen enthalten ist; die Fach-

bezeichnungen sind vielmehr Mittel einer konventionalisierten Zuordnung. Andererseits gilt aber auch hier, dass es sich um Orientierungssignale handelt. Von außen her entsteht auch über die Namen eine Vorstellung hinsichtlich des Inhalts und der Probleme eines Fachs, und im Innern sind die Namen Mittel der Selbstvergewisserung.

Damit bin ich bei der Problematik der Bezeichnung *Volkskunde*. Im Verlauf der 1960-er Jahre entstand eine intensiviertere Diskussion um die Praktikabilität, um die Akzeptanz und, weitergehend, um die Zulässigkeit der Fachbezeichnung Volkskunde. Es waren im Wesentlichen vier Aspekte, unter denen dieser Name in Frage gestellt wurde:

1. Eine wichtige Rolle spielte die Hypothek des Nationalsozialismus, der die Volkskunde funktionalisiert und für staatsimperialistische Zwecke eingesetzt und auch manipuliert hatte. Nun erzwingt ein solcher Missbrauch nicht automatisch eine Namensänderung. In der Literaturwissenschaft, der Sprachwissenschaft, der Geschichtswissenschaft (mit besonderem Akzent auf Vor- und Frühgeschichte), in der medizinischen Anthropologie, ja auch in der Theologie – eigentlich in allen Wissenschaften – wurden während der NS-Zeit höchst dubiose Forschungen durchgeführt und unglaubliche Thesen aufgestellt. Niemand käme aber wohl auf die Idee, deshalb beispielsweise den Begriff Sprachwissenschaft abzuschaffen. In der Volkskunde verhält es sich anders, weil der Name selbst der nationalsozialistischen Ideologie nahe steht, die eine nationalistisch orientierte, rassistisch begründete Volksideologie war – und diese Begründung steckt in dem Namen Volkskunde. Ich war lange der Meinung, der Name könne entnazifiziert, gereinigt werden, wenn nur saubere Arbeit geleistet würde. Teilweise traf dies zu, und der äußere Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus hätte als Motivation für den Namenwechsel vermutlich nicht ausge reicht.
2. Die im Nationalsozialismus aufgeplusterten Ideen steckten aber schon in dem Fach Volkskunde, ja bildeten zum Teil dessen eigentliche theoretische Basis. Volkskunde war über weite Strecken eine Sammelwissenschaft, zuständig für das Zusammentragen und Konservieren von Märchen und Sagen, Sitten und Bräuchen, Liedern und Tänzen, Gerät und Möbeln. Der tiefere Grund für die Sammlung lag aber darin, dass man in dem Sammelgut germanische Relikte oder nationale Überlieferung bewahren wollte. Die Brüder Grimm wiesen in diese Richtung; und RIEHLS Bemerkung, all das Gesammelte wäre „für sich allein eitler Plunder“, wenn es nicht „auf den wunderbaren Organismus einer ganzen Volkspersönlichkeit“ bezogen werden könnte, blieb lange Zeit die tragende Basis volkskundlicher Bemühung. Diese Grundlage aber war teils durch politische und gesellschaftliche Verschiebungen einfach weggerutscht, teils durch ideologiekritische Anstrengungen beseitigt, so dass die von Riehl beschworene „Weihe“ des Sammelguts verloren ging und nur noch relativ beliebige Gegenstände unter der Flagge Volkskunde in den Verkehr gebracht wurden.
3. Die Volkskunde erhob den Anspruch, das Ganze der volkstümlichen Kultur, das ganze Volksleben zu erfassen; aber große Teile des in der Volkskunde erfassten Volkslebens waren längst weg gebrochen, und das Neue war vielfach nicht mehr unter die alte Volksprämissen zu stellen. Die bäuerliche Bevölkerung, die im Mittelpunkt der

Disziplinarität und historische Kontingenz

Dass Wissensproduktion und -vermittlung disziplinär organisiert ist und dass sich die Wissensordnung moderner Gesellschaften als eine Fächerlandschaft darstellen lässt, ist ein historisches Produkt und damit weder selbstverständlich noch unhintergebar. Forschung und Lehre lassen sich prinzipiell auch anders organisieren, wie der eingangs kurz skizzierte Fall ein Beispiel unter vielen zeigt. Es gibt zahlreiche Anzeichen, dass sich die moderne Wissensordnung zu verschieben beginnt. Die Wissenschaftssoziologin HELGA NOWOTNY geht davon aus, dass neben den konventionellen Modus der Wissensproduktion, der durch und innerhalb von Wissenschaftsdisziplinen geschieht, deren Forschungshandeln an Universitäten und anderen akademischen Institutionen angesiedelt ist, heute zunehmend eine zweite Form der Wissensproduktion tritt, die transdisziplinär funktioniert und auch nicht mehr allein an Universitäten und durch Wissenschaftler betrieben wird. Es ist wichtig, den Begriff Transdisziplinarität von der zur rhetorischen Floskel verkommenen Interdisziplinarität zu unterscheiden. *Interdisziplinär* sind Forschungsprogramme, in denen mehrere Fächer eine einzige Fragestellung verfolgen, zu dem gemeinsamen Unternehmen aber durch die Bearbeitung unterschiedlicher Teilthemen mit ihrem jeweils fachspezifischen theoretischen und methodischen Instrumentarium beitragen. Durch interdisziplinäre Kooperationen wird die Fächergliederung grundsätzlich nicht in Frage gestellt. *Transdisziplinarität* meint einen offenen, flexiblen Arbeitszusammenhang, der durch ein nicht mehr an einzelne Fächer gebundenes, übergreifendes theoretisches Verständnis und eine wechselseitige Durchdringung von Epistemologien getragen wird und ein eigenes, jenseits der Disziplinen angesiedeltes Wissen produziert. Transdisziplinäre Forschung ist dann erforderlich, wenn ein Problem nicht mehr mit den Instrumenten eines einzigen Faches bewältigt werden kann. In transdisziplinären Arbeitskontexten ist es nicht vordringlich zu entscheiden, aus welchen Disziplinen die daran arbeitenden Wissenschaftler stammen, und Disziplinen hören auf – so NOWOTNY und ihre Mitarbeiter –, der einzige Ort zu sein, der wissenschaftlich interessante Fragen generiert und bearbeitet werden.¹

Was heißt das für die Volkskunde? Vor genau zehn Jahren behauptete die amerikanische Kollegin Barbara Kirshenblatt-Gimblett, die selbst an einem transdisziplinär organisierten Institut für Performance Studies an der New York University lehrt, in ihrer Rede als Vorsitzende des amerikanischen Volkskundeverbandes AFS beim Jahreskongress 1992 in Jacksonville, Florida: „Disciplines are not forever“. Sie wollte damit die Fachvertreter aufrütteln, die ihrer Meinung nach selbstzufrieden davon ausgingen, dass es Volkskunde immer gegeben habe und immer geben würde. Disziplinen sind historische Produkte und haben deswegen auch keine Bestandsgarantie, sie können sich auflösen, abgewickelt werden, mit anderen verschmelzen. Wir kennen mittlerweile viele Beispiele – auch der deutsch-deutsche Vereinigungsprozess ist ein exemplarischer Fall dafür –, dass einzelne Disziplinen von der Landkarte der Fächer verschwinden können, ebenso wie auch neue

¹ Vgl. GIBBONS, LIMOGES u. NOWOTNY 1994.

auftauchen können. Disziplinarität ist umstrittenes Resultat dynamischer Aushandlungsprozesse, die sich historisch beobachten lassen als Expansion und Konzentration, Verdrängung und Spaltung ebenso wie Emergenz und Synthese.

Zudem sind Disziplinen aufgrund der Dynamik der Wissensproduktion intern höchst instabil, entwickeln sich ständig weiter, bauen neue Kompetenzen auf, verabschieden sich von überkommenen Forschungsfeldern und -methoden und bewegen sich zu neuen Paradigmen. Unter dem Dach eines einheitlichen, über lange Zeiträume konstanten Fachnamens können Vielfalt und Dissens existieren, Disziplinarität gibt dann den nur aus pragmatischen Gründen beibehaltenen sozialen und institutionellen Rahmen für auseinanderstrebende Programme ab. Umgekehrt sind einzelne Wissenschaftler, die in verschiedenen Fächern ausgebildet wurden und arbeiten, möglicherweise einander in ihren Theorien und Methoden sehr nahe.

Markennamen für das Produkt Wissen

Disziplinen befinden sich auf einem Markt, auf dem sie ihr Wissen und die mit diesem Wissen ausgestatteten Absolventen anbieten und auf dem sie demzufolge mit anderen Anbietern konkurrieren. Diese Dimension der Marktförmigkeit wissenschaftlicher Praxis ist in den historischen Prozess der Institutionalisierung wissenschaftlicher Frage- und Forschungsprogramme und der Rekrutierung und Ausbildung ihrer Akteure von Anbeginn an eingeschrieben gewesen. Markt meint hier auch Anerkennungskonkurrenzen und Distinktionsprozesse, meint das Generieren und Re-Investieren von sozialem Kapital.

Fachbezeichnungen sichern nach innen und außen Identität und Erkennbarkeit einer Disziplin, sie markieren Eigenständigkeit und Unterscheidbarkeit von anderen. Auch die innovativen Gründer der neuen Universität Merced können sich von dieser Funktion der Namen von Forschungs- und Lehrprogrammen nicht verabschieden und formulieren als Kriterien für das Finden von Bezeichnungen für die zu gründenden, möglicherweise konsequent transdisziplinären Departments, dass deren Namen für Kollegen anderer Universitäten unmittelbar verständlich sein sollten und zugleich „lesbar“ für potentielle Studenten, die diese Lehrangebote anziehen wollen. Die Fachbezeichnung funktioniert als Etikett, als Markenname für das Produkt Wissen. Ändert ein Fach seinen Namen, dann will es damit ein neues Produkt auf diesem Markt platzieren, also signalisieren, dass es Neues und Anderes anzubieten hat. Der bisherige Name wird der gegenwärtigen Wissenspraxis als nicht mehr angemessen betrachtet, Kompetenzen für Forschungsfragen und Zuständigkeiten für Wissensdomänen haben sich soweit verschoben, dass eine neue Bezeichnung dies nach innen und außen deutlich vermitteln muss.

Die deutschsprachige Volkskunde ist schon mehrere Jahrzehnte durch eine heterogene Etikettenlage gekennzeichnet, die bekanntermaßen Ergebnis einer ersten Welle von

dass dadurch die Kulturgeschichte ausgegrenzt wäre oder dass die Kulturgeschichte nicht Bestandteil einer Europäischen Ethnologie sein könnte. Die gegenwärtigen sozialen und politischen Konflikte einer Gesellschaft können nicht ohne historische Dimension gedeutet werden. Die aktuellen politischen Diskussionen zeigen, dass Gegenwartsforschung sich durch die historische Dimension erweitert muss, sonst kann sie gar nichts ausrichten.

Es gibt für mich aber eine wichtige Grenze. Gerade heute deuten sich in der Volkskunde immer mehr kulturhistorische Studien als Europäische Ethnologie. Das kann auch die Volkskunde, dazu braucht man keinen neuen Namen. Ich habe dafür plädiert, Europäische Ethnologie als eine neue Wissenschaft zu deuten. Wir müssen die üblichen volkskundlichen Perspektiven ändern. Es ist ein ganz entscheidender Punkt zu sagen, mit Europäischer Ethnologie wollen wir nicht einfach die Volkskunde umschreiben. Entscheidend ist, was hinter dem Label Europäische Ethnologie gemacht wird. Entweder hat der Name theoretische Konsequenzen oder es ist egal, wie wir die Institute nennen.

Zwischen Europäischer Ethnologie und Ethnologie gibt es sicherlich Grenzkonflikte. Deshalb habe ich ja auch darauf hingewiesen, dass ich es für sehr wichtig halte, die Forschungstradition „Anthropology of Europe“ kritisch zu überprüfen. Dass diese Grenzkonflikte noch nicht ausgetragen sind, nicht ausdiskutiert sind, weder theoretisch noch methodologisch, das sehe ich genauso.

HEIDI ROSENBAUM: Ich wollte eine Bemerkung machen und eine Frage stellen. Mir haben zwei Sachen sehr eingeleuchtet. Das eine ist Ihre Vorstellung, an der Frau Fenske sich dann festgehakt hat, ausgehend von Gegenwartsproblemen historisch zu arbeiten. Das ist eigentlich auch mein Zugang gewesen. Zu den historischen Themen, die ich mache, bin ich immer dadurch gekommen, dass ich an irgendwelchen aktuellen Problemen mich festgehakt habe. Was so ein bisschen der Punkt ist und das, glaube ich, war das Problem Ihrer Bemerkung, das sozusagen das Eigengewicht und die selbständige Legitimation historischer Forschung unter den Tisch zu geraten droht. Ich denke, das müsste man vielleicht noch mal diskutieren. Das andere, was ich sehr unterstützen kann, ist, was Sie gesagt haben über dieses Spannungsverhältnis zwischen Vertrautheit und Fremdheit. Ich denke, da ist auch in der Tat, jedenfalls zur klassischen Ethnologie, eine wirklich grundlegende Differenz. Wir bewegen uns in einem Forschungsfeld, in dem wir jedenfalls Basisvertrautheiten haben und andererseits muss man aber sagen, dass diese Vertrautheit nie so groß werden darf, dass man nicht mehr die Distanz hat, ihm irgendwo auch äußerlich gegenüber zu treten. Das heißt auch, auf der Basis des fremden Blicks wirklich analytisch zu arbeiten. Ich frage mich und Sie, wo wir bei den Abgrenzungen sind, wo Sie die Grenze zur Soziologie machen?

PETER NIEDERMÜLLER: Wenn ich an meine Erfahrungen an der Humboldt Universität denke, meine praktischen, alltäglichen Erfahrungen, dann müssen wir gar keine Grenzen ziehen, denn die ziehen doch die Soziologen. Das machen die ganz einfach! Sie sagen, zum Beispiel: „Was macht die Feldforschung, was ist das?“ „Was sind die Daten?“ „Oder arbeitet Ihr mit historischen Quellen?“ „Aha, das ist also die Geschichtswissenschaft. Sehr gut. Das sollte man schon machen.“

Das ist natürlich keine präzise Antwort. Was ich historisch erweiterte Gegenwart nennen möchte, das ist zum Beispiel in meinen Augen ein wichtiger und wesentlicher Unterschied zur Soziologie. Es gibt aber einen anderen Punkt. Es war kein Zufall, dass ich erwähnt habe, dass meine Kollegen aus der Soziologie an der Humboldt Universität ständig über die Feldforschung spotten. Feldforschung, vielleicht nicht im klassischen Sinne dieses Wortes, aber die empirische Arbeit, die wir machen, das ist ein ganz wichtiger Bestandteil, wenigstens für mich, wenn es darum geht, Grenzen zu ziehen. Diese Debatte steht im Fach noch aus: Was bedeutet es, Feldforschung in der Europäischen Ethnologie zu unternehmen. Wenn ich eine kleine Anekdote noch schnell erzählen darf: Ich war vor zwei Wochen an der Freien Universität bei den Ethnologen an einer Promotion beteiligt. Eine junge Kollegin hat in einem Dorf in Rumänien ethnologisch gearbeitet, sie hat Feldforschung durchgeführt. Unglücklicherweise, sage ich ironisch, hat sie in der Einleitung ihrer Dissertation angegeben, dass sie zehn Monate im Feld war. Ein Kollege, der sich Sozialanthropologe nennt, sagte: „Das ist ein ganz großer Fehler. Die Mindestzeit, das sind zwölf Monate.“ Das ist natürlich nicht meine Vorstellung von der Feldforschung. Aber: Wir müssen darüber nachdenken, welche anderen Modelle von Feldforschung möglich sind. Modelle, wo wir nicht unbedingt in ein afrikanisches Dorf oder ein rumänisches Dorf fahren müssen, um unbedingt dort zwölf Monate zu verbringen. Es gilt, auch andere Konzepte von Feldforschung in die methodologische Debatte im Fach einführen.

TATJANA EGGELING: Wenn du tatsächlich von historisch begründeter Gegenwartsforschung redest, also mit historischer Orientierung gegenwärtige Prozesse zu untersuchen, was ist dann mit solchen Themen, die ja auch bearbeitet werden und tatsächlich in der Frühen Neuzeit stattfinden? Was ist dann tatsächlich mit dem kulturgeschichtlichen Zweig des Faches? Wo würdest du den dann noch einordnen? Darf ein Fach, was das auch macht, sich dann nicht *Europäische Ethnologie* nennen? Was machen wir dann mit unseren tatsächlich historisch arbeitenden Kollegen und Kolleginnen? Nehmen wir das dann nicht mehr an?

PETER NIEDERMÜLLER: Es ist nicht die Frage, was ich davon halte. Das Fach müsste ausdiskutieren, was damit anzufangen ist. Ich vertrete nur mich selber und ich würde sagen, dass es innerhalb des Faches ganz unterschiedliche Meinungen dies bezüglich gibt. Wenn Gottfried Korff hier stünde, würde er sagen: „Was ist das überhaupt für eine Frage?“ Das ist Europäische Ethnologie. Es ist auch völlig legitim, dass es unterschiedliche Vorstellungen innerhalb des Faches gibt. Aber für mich versuche ich dies immer wieder als eine theoretische Frage zu fassen. Wenn wir überhaupt Grenzen suchen, dann denke ich, diese Grenzen müssen auf einer anderen Ebene formuliert werden. Das muss auf einer theoretischen oder methodologischen Ebene formuliert werden und nicht auf einer arbeitszeitlichen, also sozusagen 17. Jahrhundert gehört noch nicht dazu, aber 18. Jahrhundert schon.

CAROLA LIPP: Sie haben ja typischerweise, als es um Anthropologisierung ging, zuerst die Schweden genannt, die eigentlich ganz stark historisch-anthropologisch oder sogar